

Insel Verlag

Leseprobe



Weihnachten mit Hund

Ausgewählt von Eva Demski

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4403
978-3-458-36103-9

Weihnachten ohne Hund? Kaum vorstellbar! Hunde wollen, dass ihr Mensch glücklich ist – und so hat der beste Freund des Menschen schon so manches Fest gerettet: einsame Herzen getröstet, kindliche Tränen getrocknet oder die ganze Familie mit seinem tollpatschigen Spiel erfreut. Manchmal sorgt der geliebte Vierbeiner allerdings auch für die eine oder andere Überraschung ... Davon erzählen die hier versammelten Geschichten von Françoise Sagan, Ernst Jandl, Alfred Polgar, David Henry Wilson, Shel Silverstein und vielen anderen – ausgewählt von Eva Demski.

Eva Demski, geboren 1944 in Regensburg, lebt in Frankfurt am Main. Ihr literarisches Werk wurde vielfach ausgezeichnet, 2008 erhielt Eva Demski den Preis der Frankfurter Anthologie.

insel taschenbuch 4403
Weihnachten mit Hund



Weihnachten mit Hund

Ausgewählt von
Eva Demski

Insel Verlag

Erste Auflage 2015
insel taschenbuch 4403

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2009
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Zero Werbeagentur, München

Umschlagfoto: Getty Images, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36103-9

Inhalt

Eva Demski, Ein Hund für das Glück	9
Ernst Jandl, ernst jandls weihnachtslied	12
Françoise Sagan, Eine Hundenacht	13
Anton Tschechow, Wanka	21
Dominique Marchand, Stille Nacht Zaubernight	28
Alfred Polgar, Vor Weihnachten	30
Karen Duve, Besuch vom Hund	34
Der neidische Hund. Legende aus dem Stall . . .	41
Dorothy Black, Serenas Weihnachtsgeschenk . .	49
Shel Silverstein, Der Weihnachtshund	57
Edwin Arnet, Weihnachtslegende vom überfahrenen Hündchen	58
Jessie Kerr Lawson, Twinkle oder Liebst du meinen Hund, so liebst du mich	68
Elizabeth von Arnim, Weihnachten in einem bayerischen Dorf	91
Peter Paul Althaus, Dr. Enzians Hundewelt . . .	97
David Henry Wilson, Superhunds Weihnachtsgeschenk	99
Quellenverzeichnis	107

Eva Demski

Ein Hund für das Glück

Über Weihnachten ist eigentlich alles gesagt, und nicht nur das – alle zwölf Monate wird die Mischung aus Glanz und Elend in alter, notdürftig neu aufpolierter und gewürzter Mischung unter die Leute gebracht. Der Konsum. Die Aggressionen. Der sogenannte Glühweinduft. Die Abwesenheit von Werten. Die Gier. Und daß man doch bitte an Weihnachten keine Tiere verschenken möge, die dann spätestens ab Januar traurig in den Tierheimen säßen oder noch schlimmer, ausgesetzt zugrunde gehen müßten. Es ist wie eine Liturgie, zu der gehört, daß auch ihrer alljährlichen Wiederholung eine Strophe gewidmet wird.

Aber da gibt es nun mal das Fröhliche und Selige, um das man in den späten Dezembertagen nicht herumkommt, es sei denn, man ließe sich ins künstliche Koma versetzen. Auch Flucht in noch so ferne Welten kann sie nicht zum Schweigen bringen, die weihnachtliche Frage nach dem Glück, Weihnachten setzt sich auch an Kokospalmen fest und schneit noch über dem südlichsten Meer, mit hartnäckigen, unausweichlichen Gedankenflocken. In unseren Geschichten werden das Zwangsglück von Weihnachten und das überwältigende Glücksgeschenk, das Hunde geben können, unbedingt geben wollen, wenn man sie denn läßt, zusammengebracht, und zwar auf erstaunliche Art.

Hunde wollen, daß ihr Mensch glücklich ist, gewiß nicht nur zur Weihnachtszeit. Daß es ausgerechnet wäh-

rend dieser hektisch Seligkeit suchenden Zeit im Gebälk knirscht, sich stille oder laute Katastrophen ankündigen, oder, das Schlimmste von allem, die Einsamkeit ihre grauen Finger ausstreckt – wer fühlte das deutlicher als ein Hund? Sie sind doch die bepelzten Lasttiere, denen Gefühle, Wünsche, Enttäuschungen und Unzulänglichkeiten des Menschenlebens aufgebürdet werden, und wie gern und bereitwillig sie sie tragen, erschüttert uns, auch in diesen Geschichten, immer von neuem.

und ich bin nur ein hund lässt Ernst Jandl den Hund sagen. In den Geschichten, zumal in den älteren, muß er unglaublich viel ertragen, der Hund. Manchmal ist es kaum auszuhalten, wie bitter die weihnachtliche Traurigkeit und Armut schmeckt. Aber der Hund tröstet, weil er nichts anderes kann. Die Misanthropie, jenes unter Samt versteckte Mißtrauen gegen den Wert des Menschengeschlechts, das den Katzen eigen ist, haben Hunde nicht. Sie retten Vertrauen und Zuneigung durch die häßlichsten Erfahrungen hindurch, man kann mit ihnen betteln, sie hungern lassen, in ihr Fell weinen oder der Welt den Rücken kehren. Sie werden immer den Eindruck erwecken, grade das mache sie glücklich. Sie finden ihre Menschen schön, klug und wohlriechend. Grade an Weihnachten, wo wir, wie Hirten und Könige in der biblischen Geschichte uns vormachten, mit Ochs und Esel zusammen einander zugeneigt sein sollten, passt allenthalben das Gegenteil. Ein bißchen öffentliche Wohltätigkeit und eine halbe Stunde mit Cognacbohnen bei der Oma im Altersheim, aber dann möglichst nichts mehr von der Welt sehen und in die vertrauten Rituale

flüchten, zu denen oft unbekömmliches Essen oder Ehekrach gehören.

Ein Hund kann einem in aller Unschuld einen Strich durch die Rechnung machen. Beim christnächtlichen Gassigehen zum Beispiel kann man andere Herrchen kennenlernen, die auf Luftschächten und in Kaufhäuser eingängen wohnen. Auch deren Hunde verteilen Glück und Liebe mit verschwenderischen Pfoten.

Gewiß ist es richtig, vor lebendigen Wesen als Weihnachtsgeschenk zu warnen, auch wenn es wenig nützt, denn Menschen können dumm sein und neigen zu emotionalen Kurzschlußhandlungen. Man kann das sehr schön daran sehen, daß Zehntausende, die noch vor kurzem nicht wußten, daß es portugiesische Wasserhunde überhaupt gibt, seit Präsident Obamas Bo nicht mehr ohne einen solchen leben wollen.

Daß ein Hund ein Geschenk ist, kann man an allen Tagen des Jahres erfahren, aber auch, daß wir uns das Geschenk verdienen müssen. Ein Hund wendet sich so gut wie nie ab, das ist das herzzerreißende an ihnen, auch in unseren Geschichten. Es ist an den Menschen, ihnen keinen Grund dafür zu geben und sich gebührend dankbar zu erweisen.

Bevor wir also ausprobieren, ob wir viele Jahre lang Liebe und Vertrauen so erwidern können, wie es sich gehört, sollten wir erst einmal die geschriebenen Hunde in unser Herz lassen. Auch ihr Fell wärmt – und das nicht nur an Weihnachten.

Ernst Jandl
ernst jandls weihnachtslied

machet auf den türel
machet auf den türel
dann kann herein das herrel
dann kann herein das herrel
froe weihnacht
froe weihnacht
und ich bin nur ein hund
froe weihnacht
froe weihnacht
und ich bin nur ein hund

Françoise Sagan

Eine Hundenacht

Monsieur Ximenestre hatte viel Ähnlichkeit mit einer Zeichnung von Chaval. Er war korpulent und sah etwas schwachsinnig, aber im übrigen sympathisch aus. Doch jetzt, Anfang Dezember, trug er einen so bekümmerten Ausdruck zur Schau, daß jeder Vorübergehende, der ein Herz besaß, das törichte Verlangen verspürte, ihn anzusprechen. Der Grund für seinen Kummer waren die bevorstehenden Feiertage, denen Monsieur Ximenestre, sonst ein guter Christ, in diesem Jahr voll Abscheu entgegensah, denn er hatte keinen Pfennig, um Madame Ximenestre zu beschenken, die indes sehr erpicht darauf war, seinen Sohn Charles, einen Nichtsnutz, und seine Tochter Augusta, eine vortreffliche Calypsotänzerin. Nicht einen Pfennig, so war die Lage. Und weder stand eine Gehaltserhöhung in Aussicht, noch kam eine Kreditaufnahme in Frage. Die eine hatte er schon erhalten, die andere war bereits in Anspruch genommen, ohne daß Madame Ximenestre und die Kinder es wußten, und zwar, um dem neuen Laster desjenigen zu frönen, der doch ihr Ernährer hätte sein sollen: der unheilvollen Spielleidenschaft von Monsieur Ximenestre. Es war nicht das gewöhnliche Spiel, bei dem das Gold auf dem grünen Filz des Spieltischs rollt, auch nicht jenes, bei dem Pferde auf der grünen Rasenmatte keuchen, sondern ein in Frankreich noch unbekanntes Spiel, das leider in einem Café des XVII. Arrondissements im Schwange war, wo sich Monsieur Ximenestre jeden Abend einen

roten Martini genehmigte, ehe er nach Hause ging: es wurde mit kleinen Pfeilen, einem Blasrohr und Thousandfrancscheinen gespielt. Alle Stammgäste waren ganz wild darauf, abgesehen von einem, der aufhören mußte, weil er Herzgeräusche hatte. Dieses spannende Spiel, von einem im Stadtviertel unbekannten Australier eingeführt, hatte rasch die Gründung eines sozusagen geschlossenen Klubs zur Folge gehabt, der im Hinterzimmer tagte, wo der begeisterte Wirt das kleine Billard geopfert hatte.

Kurz, Monsieur Ximenestre hatte sich dabei ruiniert, und das nach vielversprechenden Anfängen. Was tun? Wo könnte er das Geld pumpen, um die Handtasche, das kleine Moped und den Plattenspieler zu bezahlen, die zu schenken er sich nach einigen sehr präzisen Andeutungen bei Tisch, wie er sehr wohl wußte, verpflichtet hatte? Die Tage verstrichen, ringsum leuchteten die Augen voll Vorfreude, und der Schnee begann fröhlich zu fallen. Monsieur Ximenestres Teint wurde gelb, und er wünschte, er würde krank werden. Vergeblich.

Am Morgen des 24. Dezember verließ Monsieur Ximenestre das Haus, gefolgt von drei beifälligen Blikken, denn die täglich von Madame Ximenestre durchgeführte Durchsuchung der Wohnung hatte noch nicht zur Entdeckung der erwarteten kostbaren Pakete geführt. »Er macht sich noch rechtzeitig dran«, dachte sie mit einiger Verbitterung, aber ohne die geringste Beunruhigung. Auf der Straße wickelte sich Monsieur Ximenestre seinen Schal dreimal ums Gesicht, und diese Geste ließ ihn einen Moment einen Raubüberfall ins Auge fassen. Ein Gedanke, den er zum Glück rasch ver-

warf. Er setzte sich in Marsch mit dem Gang eines Bären, schleppend und gutmütig, und landete dann auf einer Bank, auf der ihn der Schnee rasch in einen Eisberg verwandelte. Der Gedanke an die Pfeife, die lederne Aktentasche und die rote Krawatte (im übrigen untragbar), von denen er wußte, daß sie ihn zu Hause erwarteten, machte das Maß seiner Trostlosigkeit voll.

Einige Passanten, erhitzt und tänzelnd, Bindfäden und Pakete an jedem Finger, kurzum Familieväter, die dieses Namens würdig waren, kamen vorbei. Zwei Schritte von Monsieur Ximenestre entfernt hielt eine Limousine; eine Traumgestalt, gefolgt von zwei Hündchen, stieg aus. Monsieur Ximenestre, wenngleich dem schönen Geschlecht sehr zugetan, betrachtete sie ohne den geringsten Hintergedanken. Dann fiel sein Blick auf die Hunde, und seine Augen leuchteten plötzlich auf. Er schüttelte den Haufen Schnee ab, der sich auf seinem Schoß angesammelt hatte, stand eilig auf und stieß einen Ruf aus, den der ihm von seinem Hut in die Augen und auf den Hals fallende Schnee erstickte.

»Ins Tierheim!« waren seine Worte.

Das Tierheim war ein recht düsterer Ort voller trauriger oder aufgeregter Hunde, die Monsieur Ximenestre ein wenig erschreckten. Er entschied sich schließlich für ein ziemlich undefinierbares Tier, was die Rasse und die Farbe betraf, das aber, nach dem Ausdruck der Augen zu urteilen, sanftmütig war. Und Monsieur Ximenestre ahnte, daß es unendlicher Sanftmut bedurfte, um eine Handtasche, einen Plattenspieler und ein Moped zuersetzen. Er taufte seinen Hund sofort Médor, nahm ihn an die Strippe und ging auf die Straße.

Médors Freude äußerte sich in einer Raserei, die sich unwillkürlich auf Monsieur Ximenestre übertrug, der erstaunt war über die hündische Kraft. Er wurde einige hundert Meter in vollem Trab mitgezogen (denn der Ausdruck Galoppieren ließ sich schon lange nicht mehr auf Monsieur Ximenestre anwenden) und stieß schließlich mit einem Passanten zusammen, der etwas von »dreckigen Viechern« brummte. Wie ein Wasserskifahrer dachte Monsieur Ximenestre, daß es vielleicht besser wäre, die Strippe loszulassen und nach Hause zu gehen. Aber Médor sprang kläffend und fröhlich an ihm hoch, sein gelbliches und schmutziges Fell voller Schnee, und Monsieur Ximenestre schoß der Gedanke durch den Kopf, daß er schon lange nicht mehr so angeschaut worden war. Es gab ihm einen Stich ins Herz. Seine blauen Augen versenkten sich in Médors braune Augen, sie erlebten eine Sekunde unsagbarer Süße.

Médor faßte sich als erster. Er machte sich wieder auf den Weg, und das Wettrennen ging weiter. Monsieur Ximenestre dachte flüchtig an den anämischen Basset, der Médors Nachbar gewesen war und den er nicht einmal in Betracht gezogen hatte, weil er der Meinung war, ein Hund müsse dick sein. Jetzt rannte er buchstäblich in fliegender Eile nach Hause. Es gab nur einen Aufenthalt von einer Minute in einem Café, wo Monsieur Ximenestre drei Grogs zu sich nahm und Médor drei Stück Zucker, die ihm die mitleidige Wirtin anbot: »Und bei diesem Wetter, das arme Tier hat ja nicht einmal ein Mäntelchen!« Monsieur Ximenestre schnaufte und antwortete nicht.

Der Zucker hatte eine belebende Wirkung auf Médor

ausgeübt, aber es war ein Gespenst, das bei den Ximenestres läutete. Madame Ximenestre öffnete die Tür, Médor stürzte hinein, und Monsieur Ximenestre, vor Müdigkeit schluchzend, sank seiner Frau in die Arme.

»Aber was ist denn das?«

Dieser Schrei entrang sich der Brust von Madame Ximenestre.

»Das ist Médor«, sagte Monsieur Ximenestre, und mit dem Mut der Verzweiflung fügte er hinzu: »Fröhliche Weihnachten, meine Liebe!«

»Fröhliche Weihnachten? Fröhliche Weihnachten?« Ihr versagte die Stimme. »Was willst du damit sagen?«

»Heute ist doch der 24. Dezember!« rief Monsieur Ximenestre, den die Wärme und die Sicherheit wieder zu sich brachten. »Nun ja, zu Weihnachten schenke ich dir, schenke ich euch«, verbesserte er sich, denn seine Kinder kamen mit weit aufgerissenen Augen aus der Küche, »schenke ich euch Médor. Da ist er.«

Entschlossenen Schrittes ging er in sein Zimmer. Aber er sank gleich auf sein Bett und griff nach seiner Pfeife, einer Pfeife aus dem Krieg 1914/18, von der er zu sagen pflegte, daß sie »einiges mitgemacht« habe. Mit zitternder Hand stopfte er sie, zündete sie an, steckte die Beine unter die Steppdecke und wartete auf den Angriff.

Bleich, angsterregend bleich, dachte Monsieur Ximenestre bei sich, betrat Madame Ximenestre fast sofort sein Zimmer. Seine erste Reaktion war eine Schützengrabenreaktion: er versuchte, ganz unter die Steppdecke zu kriechen. Von ihm war nur noch eine seiner wenigen Haarsträhnen und der Rauch seiner Pfeife zu se-

hen. Aber das genügte für den Zorn von Madame Ximenestre:

»Kannst du mir sagen, was das für ein Hund ist?«

»Das ist eine Art flandrischer Schäferhund, glaube ich«, ließ sich schwach die Stimme von Monsieur Ximenestre vernehmen.

»Eine Art flandrischer Schäferhund?« Ihre Wut steigerte sich um eine Tonlage. »Und weißt du, was dein Sohn zu Weihnachten erwartet? Und deine Tochter? Was mich betrifft, so weiß ich, daß ich nicht zähle ... Aber sie? Und du bringst ihnen dieses schreckliche Tier?«

Médor kam gerade herein. Er sprang auf Monsieur Ximenestres Bett und legte sich neben ihn, den Kopf auf seinem Kopf. Zärtliche Tränen, zum Glück durch die Steppdecke verborgen, traten seinem Freund in die Augen.

»Das ist ein starkes Stück«, fand Madame Ximenestre. »Bist du überhaupt sicher, daß das Tier keine Tollwut hat?«

»In diesem Fall wärt ihr zwei«, erwiderte Monsieur Ximenestre kühl.

Diese abscheuliche Antwort bewirkte, daß Madame Ximenestre verschwand. Médor leckte seinen Herrn und schlief ein. Um Mitternacht gingen die Ehefrau und die Kinder von Monsieur Ximenestre, ohne ihn zu verständigen, zur Mitternachtsmesse. Ein leichtes Unbehagen überkam ihn, und um Viertel vor eins beschloß er, mit Médor fünf Minuten Gassi zu gehen. Er wickelte sich seinen dicken Schal um und begab sich langsam Schritts zur Kirche, während Médor an allen Haustüren

schnüffelte. – Die Kirche war gerammelt voll, und Monsieur Ximenestre versuchte vergeblich, die Tür zu öffnen. Er wartete also vor der Vorhalle, im Schnee, den Schal bis unter die Augen gezogen, und die Choräle der guten Christen hallten in seinen Ohren wider. Médor zog so fest an der Strippe, daß er sich schließlich hinsetzte und die Strippe an seinen Fuß band. Die Kälte, die Aufregungen hatten seine schon verwirrten Sinne allmählich abgestumpft, so daß er nicht mehr sehr genau wußte, was er da eigentlich machte. So kam es, daß er von dem Strom der ausgehungerten Gläubigen überrascht wurde, die eilig die Kirche verließen. Er hatte nicht mehr Zeit gehabt, aufzustehen und die Strippe aufzuknoten, als schon eine junge Stimme rief: »Oh, der hübsche Hund! Oh, der arme Mann! Warte einen Augenblick, Jean-Claude.«

Und ein Fünffrancstück fiel dem verstörten Monsieur Ximenestre auf den Schoß. Er stand auf, stammelte etwas, und der als Jean-Claude Angeredete gab ihm, geführt, ebenfalls eine Münze und wünschte ihm fröhliche Weihnachten.

»Aber«, stammelte Monsieur Ximenestre, »aber hören Sie mal ...«

Man weiß, wie ansteckend die Barmherzigkeit sein kann. Alle oder fast alle Gläubigen, die die Kirche durch den rechten Ausgang verließen, gaben Monsieur Ximenestre und Médor ihr Scherlein. Schneebedeckt, verstört, versuchte Monsieur Ximenestre vergeblich, es ihnen auszureden.

Madame Ximenestre und ihre Kinder hatten die Kirche durch den linken Ausgang verlassen und kehrten

nach Hause zurück. Monsieur Ximenestre kam kurz danach, entschuldigte sich für seinen Scherz vom Nachmittag und überreichte jedem die Summe, die dem Geldwert seines Geschenks entsprach. Der Mitternachtsschmaus wurde sehr fröhlich. Dann ging Monsieur Ximenestre mit Médor ins Bett, der sich zur Genüge an Pute gütlich getan hatte, und sie schliefen beide den Schlaf der Gerechten.